

WORT DES BISCHOFS

Bischof Dr. Christian Stäblein

10. Tagung der V. Landessynode
der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

4. April 2025

Es gilt das gesprochene Wort.

Hohe Synode, verehrtes Präsidium, liebe Schwestern und Brüder,

I Von Besuch und Besuchen

das Lukasevangelium, das ich so sehr mag, weil es (mindestens) drei markante Charakteristika hat – es setzt stets auf Aussöhnung und Verbindung, zwischen gesellschaftlichen und religiösen Gruppen, Lukas ist der große Verbinder unter den Evangelisten, sodann: er holt die gute Nachricht in den konkreten geschichtlichen Zusammenhang, verortet Gottes Kommen in Jesus als historisches Ereignis, wir erinnern uns daran an jedem Weihnachtsfest mit der Erwähnung der Volkszählung unter Kaiser Augustus und der Zeit, als Quirinius Landpfleger von Syrien war; schließlich: drittes, schönes Charakteristikum: es ist das Evangelium der Gleichnisse, Geschichten und Erzählungen, während wir von Matthäus die großen Reden kennen, vornehmlich auf Erhebungen, Bergpredigt, aber auch die sogenannte Weherede oder die Schlussworte mit dem Auftrag zu taufen sind gewissermaßen Bergpredigten, demgegenüber also Lukas ein Erzählevangelium, *der verlorene Sohn, der barmherzige Samariter, die Weihnachtsgeschichte* selbst, alles Lukas und nur Lukas – dieses Evangelium also beginnt und endet mit Kontakt, mit Besuch, ja, auch wenn man sich immer hüten muss, dass man nicht vor allem in die Bibel hineinliest, was man selber gerade hat und finden möchte, es ist doch tatsächlich so: es beginnt und endet mit Hausbesuchen. Wer es nicht gleich zusammen bekommt, hier die Erinnerung dazu: im ersten Kapitel erzählt Lukas, wie die Geschichten von Johannes, dem Täufer, und Jesus, dem Gottessohn, schon vorgeburtlich ineinander verschränkt sind – und er macht das deutlich an der Verschränkung der Geschichten der Eltern, speziell der Frauen: Maria und Elisabeth. Marias Besuch bei Elisabeth ist denn auch ein Abschnitt dieses ersten Kapitels im Evangelium überschrieben, ziemlich direkt, nachdem Maria Besuch vom Engel Gabriel bekommen hatte. Die Nachricht vom Kommen Jesu verbreitet sich, wenn wir so wollen, über das Besuchen, jedenfalls über den direkten Kontakt. Wer jetzt zurecht ahnt, dass ich mit diesem Einstieg auf die Initiative des Kontaktjahres zusteure, das wir für dieses Jahr 2025 als EKBO ausrufen, der sei zumindest in einem versichert: es geht mir nicht um den 56. Vers im ersten Kapitel des Lukasevangeliums, mit dem der Besuch Marias bei Elisabeth – nach dem Magnificat, ja, in der Tat: der Lobgesang der Maria ist in der Erzählung des Evangeliums in einen Besuch eingebettet, sie spricht die berühmten, alle Zeit wirksamen Sätze vom Sturz der Gewaltigen vom Thron gleichsam auf Besuch, sie singt das also nicht in der stillen Kammer, sie spricht das nicht einfach für sich oder allein, sondern – Frauenpower – mit der

vertrauten Elisabeth gleichsam im gemeinsamen Anbruch neuen Lebens – und dann also kommt der 56. Vers und der heißt lapidar: „*Und Maria blieb bei ihr etwa drei Monate, danach kehrte sie wieder heim.*“ Das, liebe Geschwister, sei dann also versichert: das Besuchs- oder Kontaktjahr ist nicht auf ein Bleiben von drei Monaten angelegt, gedacht ist eher an ein Gespräch auf der Schwelle oder auch auf dem Marktplatz oder bei anderer guter Gelegenheit. 10 Minuten. Vielleicht 15. Vielleicht auch kürzer, vielleicht auch überraschend länger, das wird sich zeigen. Für einen Gruß wird Zeit sein – sowohl Gabriel als auch Elisabeth und Maria machen ja vor, wie schön und alle Zeit nachhallend allein ein guter Gruß sein kann. „Gegrüßet seist Du, Maria, der Herr ist mit Dir.“ Oder auch: „Gesegnet bist Du. Ave. Dominus tecum. Benedicta tu.“ Es sind wohl zweifellos die berühmtesten und wirkmächtigsten Grußworte der neutestamentlichen Erzählungen, bis heute die vielleicht meistgesprochenen und nachgesprochenen Worte der christlichen Religionsgeschichte. Ohne das Ave Maria als Gebet jetzt evangelisch machen zu wollen lässt sich schon sagen: der alles verbindende Gruß von Christinnen und Christen in die Welt hinein: „Gott sei mit dir. Gesegnet seist du.“ Besuchsbegrüßung. Übertragen wir natürlich in unsere Sprache. „Hi. Hallo. Guten Tag. Wollte mal hören. Lange nicht gesehen. Wir kennen uns gar nicht. Wir könnten trotzdem reden. Wie geht's? Mir? Ja, Dir. Ja, Ihnen. Wie geht's?“ – Es beginnt mit Besuch, mit Gespräch, das Evangelium des Lukas. Und es endet auch so. Im letzten Kapitel, Lukas 24, ereignet sich jene Geschichte, mit der wir in der Regel den Ostermontag begehen, da wird das Evangelium gelesen, wie die zwei Jünger auf dem Weg nach Emmaus einen Dritten treffen und dieser Dritte hört ihnen zu in all ihrem Frust und in ihrer Traurigkeit, in ihrer Empörung womöglich auch, dass alles am Ende so gekommen ist, wie man ja annehmen durfte, konnte, musste, dass es wieder so kommen würde, wie es eben immer kommt: die Hoffnung stirbt, die Versprechen verpuffen, die Verheißung schwindet, nicht das erste Mal, vermutlich auch nicht das letzte Mal. Und als sie schließlich da sind in Emmaus, da, wie heißt es so schön bei Lukas, *da stellte er sich, als wollte er weiter gehen. Und sie nötigten ihn und sprachen: „Bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“ Und er ging hinein bei ihnen zu bleiben.* Jesus, der Auferstandene, auf Besuch. Am Abend zum Essen, zum Schriftauslegen, zum Beieinander sein, oder schlicht: gegen das Alleinsein in der Verlorenheit. – Jeder Besuch in unserer an Einsamkeit zunehmenden Welt eine Aktion gegen die Vereinzelung – und ich will an dieser Stelle mal eines vorweg nehmen: Es wird besucht, diese Kirche ist auch ohne Aktionsjahr eine besuchende Kirche, natürlich, immer schon – und der Dank gilt den Ehrenamtlichen und den Beruflichen, den Besuchsdienstkreisen und Gemeindepädagoginnen, den Ältesten und den Pfarrern und Pfarrerinnen, die das sowieso und immer schon machen. Das will ja keiner in Frage stellen mit diesem Aktionsjahr, Klammer zu. Jesus, der Auferstandene, auf Besuch. Hier braucht wohl erst recht keiner Angst zu haben, der bliebe jetzt drei Monate am Küchentisch sitzen, der ist – wir kennen die Geschichte – schneller wieder weg als wir gucken können, leider, aber entscheidend ist doch, dass er da war, da ist und wenn Sie so wollen, müssen wir natürlich sagen: dass er gekommen ist, um zu bleiben. Nicht drei Monate, sondern ein ganzes Leben, so haben es die Menschen ja früher gerne über ihr Haus und gleich in die Steine über der Haustür beim Bauen reingeschrieben, gemeißelt. Aber das ist eine andere Geschichte. Mit einem Besuch, mit einem kurzen Kontakt fängt es nach Ostern an, bei Lukas im Evangelium – das ist gewissermaßen Kern der Erzählungen. Irgendwo zwischen Aufsuchung und Heimsuchung geht es immer um Kontakt, zwischen Kurzgruß und mitten unter den Menschen Wohnung nehmen, das ist eine riesige Spanne zwischen dem Wunsch der einen, die zum Fest gekommen sind und jetzt einfach mal Jesus sehen wollen, so erzählt es uns ja das Evangelium bei Johannes (Kapitel 12) für diese Woche nach dem Sonntag Lätare, da sind welche, die sprechen welche an, die sprechen die Jünger an, weil: die wollen einfach mal Jesus sehen, meet and greet sozusagen, zeig mir den doch mal, an dem soll ja was Besonderes sein. Und am anderen Ende der Spanne diese Totalansage aus dem Anfang des Johannesevangeliums: *Das Wort ward Fleisch und wohnte mitten unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit.* Das ist dann nicht mehr nur mal Kontakt oder Besuch, das ist

die Welt als Wohnung, als Eigentum Gottes, das Herz als zu Hause. Und irgendwo dazwischen also der konkrete, reale Besuch, so, wie das Lukasevangelium es erzählt, immer schön nahe am Leben, wie es ist. Maria bei Elisabeth. Und Jesus bei den Emmausjüngern. Reale Besuche am Anfang und am Ende.

Mein letzter Besuch vor ein paar Tagen war in Zehdenick, auf halbem Wege nach Templin, schönsten oberes Havelland, da hat die Kulturinitiative in der Klosterscheune Jubiläum. 25 Jahre Kulturort Klosterscheune Zehdenick, wenn man weiß, dass zur Gründungslegende dieses bald 800 Jahre alten Zisterzienserklosters eine Wundergeschichte gehört, nimmt man das Vierteljahrhundert beeindruckende Kulturscheune als ein eben solches. Wie so oft habe ich vor dem Besuch wenig Ahnung, was mich erwartet – und bin dann währenddessen um so mehr beeindruckt, was alles ist. Ein überfüllter Raum mit einer wunderbaren Fülle an Geschichten über Konzerte, Ausstellungen, Raumtransformationen und Brandenburger Miteinander. Superintendent und Ortspfarrer sind auch zum Jubiläum gekommen, zumal letzterer die Scheune einmal monatlich nutzt, um ein eigenes, mehrstündiges Programm auf die Beine zu stellen, Überschrift oder Motto: *Bibel, Blues und Bier*, einmal im Monat, Freitag- oder Sonnabendabend. Wenn wenig kommen, kommen 70, sagt er mir. Und ich denke: erzähl mir doch keiner, dass alternative Gottesdienstformate in urban eher kleineren Strukturen nicht laufen würden. Ein Besuch in der Klosterscheune in Zehdenick lohnt sich – wie er sich im Grunde an den allermeisten Stellen in diesem Land und in dieser Kirche lohnt. Und, das gefällt mir auch: alle sind mächtig stolz auf den Ort dort, wie sie ihn ausgebaut haben und was da jetzt so brummt und läuft und stolz erzählt man auch von diesem Kirchenbibelbluesprogramm und man hat das Gefühl, man will dabei sein und jedenfalls noch fünf Bekannten sagen, da müssen sie mal hinkommen. Und das ist das, was ich mir wünsche von unseren Veranstaltungen und von unseren Gottesdiensten ganz besonders: dass wir sagen: das lohnt sich, da solltest Du auch mal vorbei schauen, da ist was los und das gibt mir was und es stärkt und es trägt mich durch die Woche und Gott ist auch da, musst du mal gucken, er bleibt auf Besuch, aber er nimmt auch Wohnung in deinem Herzen, wenn Du willst. Und es geht nicht nur um Freundlichkeit und Schönreden, Blues sagt ja schon alles, Blues – blaue Stunden, ach ja, liebe Geschwister, das lasse ich mir nicht nehmen, im guten alten Sinne von blauen Stunden zu reden, im blauen Bauch der Gedächtniskirche oder vor den neuen, blauen Fenstern in der Sakristei in Bad Wilsnack oder bei den Fahrten ins Blaue und bei den Gottesdiensten, die ja Himmelsreisen sein sollen, das lassen wir uns nicht nehmen, so vom Blau zu reden, das Himmelsblau, das Maria eigentlich auf allen Darstellungen der Kunst im Umgang oder Überwurf farblich anhat, als der Engel Gottes sie grüßt und besucht. Dieses Blau werden wir uns nicht nehmen lassen, das will ich doch festhalten. Und gleichzeitig – aber klar: Wenn wir besuchen, werden wir auf die Menschen treffen, wie sie sind, verschreckt, wütend, empört, anderes wollend, rechtspopulistisch wählend auch, oft in der Mehrheit inzwischen, natürlich, es wäre doch lächerlich zu meinen, das wäre nicht Teil unserer Kirche. Face to face ist die beste Kommunikation, um von der Menschenfreundlichkeit Gottes zu reden, aber auch zuzuhören. Gehört zusammen. Zuhören. Und klar sein. Im Kontakt. Und deutlich festhalten: Blau ist Himmel und Gottes Ewigkeit, nicht Populismus und Menschenfeindlichkeit. Und dann wird halt darüber gesprochen, gerungen, aber klar.

Also: wir machen ein Kontakt- oder Besuchsjahr, natürlich nicht nur 2025, auch 2026. Warum denn nicht. Es gibt keine Mitgliederbefragung, die nicht zeigen und zeitigen würde, dass wenig so nachhaltig ist wie der persönliche Kontakt, dass alles begegnen und begrüßen, persönlich, eben doch tiefer wirkt als das medial Vermittelte, so sehr wir heute in der Mediengesellschaft die neuen und die alten Medien schätzen und es gar nichts bringt und ich auch nicht damit anfangen, alte und neue Medien gegeneinander auszuspielen. Es ist ja auch fast schon putzig, dass die einen Küchentischkampagnen, die nächsten Haustür-

klingelwahlkampf und die dritten fast schon Dauerbesuch in Schnellrestaurants machen, aber wenn wir Besuchs- oder Kontaktjahr sagen, erstmal etliche auch aufjaulen. Aber bitte: auf die mehr so dahingeworfene, rhetorisch anmutende Frage des „Besuchsjahr – warum denn nicht“ habe ich jetzt nach einem guten dreiviertel Jahr in den kirchlichen Zusammenhängen darüber Reden mehr als genug Antworten, mehr als ich mir ehrlicherweise hatte vorstellen können. Das ist doch zu *old fashioned*, wen willst Du ehrlicherweise besuchen – geht in der Metropole gar nicht, da gehen die Türen nicht auf und du stehst wenn überhaupt nur neben Neurotikern und Sektierern, die sonst so klingen. Auf dem Land in den Dörfern brauchst du das auch nicht, weil man kennt sich sowieso, besser als die Leute sich selbst kennen, kennen sie da in der Regel ihre Nachbarn. Und dann: was willst Du da beim Besuch? Danke sagen? Ach herrje. Von Gott reden? Wie peinlich. Wie geht's fragen. Da kannst Du dir aber was anhören. Das riecht doch irgendwie nach Vertreter und Verkäufermaske, also, habe ich öfter gehört, sagt Bescheid, wenn ihr kommt, damit die Leute die Klingel abstellen oder gleich selber wegfahren können. Ok, ich lasse mir das sagen – und nicht nur jetzt in polemischer Kurzform, sondern in aller Ernsthaftigkeit und mit allen nachvollziehbaren, zutreffenden Einwänden. Der Besuch als Kontaktform ist in einer hochdifferenzierten, segmentierten, modern-postmodernen Gesellschaft der Singularitäten ein Problem – angekündigt oder unangekündigt –, er ist ein Wagnis, weil er an der wichtigen Trennlinie von privat und öffentlich kratzt und weil er das zentrale Moment des Selbstverständnisses der modernen Gesellschaft berührt: die Selbstbestimmung über Distanz und Nähe. Die richtig ist. Niemand will dieses Prinzip, das ich selbst sehr schätze, aufheben, kein Mensch kann ernsthaft daran kratzen wollen, schon gar nicht im Namen des Evangeliums. Und wenn das aber klar ist, und ich sage ruhig: nur, wenn das klar ist, kann Besuch und Kontakt Spaß machen. Wenn die erste, die unausgesprochene, aber durch jede Zelle der eigenen Haltung dringende Botschaft ist: kein Kontakt ist genauso ok, wenn das so klar ist, dann könnte die Sache anfangen Spaß zu machen. Und bitte: nur dann. Und vermutlich nicht so sehr an irgendwelchen Haustüren, sondern bei anderen Kontaktgelegenheiten: Besuch auf dem Markt. Besuch auf der Straße. Besuch beim Aldi oder Edeka oder Lidl oder Konsum oder – na schon klar, Denms oder Norma. Warum denn nicht.

Denn – und nun kommt die Vision: was wäre denn, wenn wir nach einem Jahr sagen könnten: die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz hat im Jahr 2025/2026 zur Hälfte ihrer Mitglieder Kontakt gehabt. Oder zu einem Drittel. Oder zu allen. Ach, ich würde mal sagen: zur Hälfte ihrer Mitglieder persönlichen Kontakt gehabt. Und noch mal zu genauso viel Nichtmitgliedern, denn, das wissen wir ja: man trifft die Mitglieder nur noch selten in Klumpen oder Haufen. Ich behaupte: es würde und es wird unsere Kirche verändern. Wir wissen dann mehr voneinander. Haben mehr Eindrücke und ein Gefühl dafür, was die Menschen in der Kirche wirklich denken. Und von ihr denken. Und was sie in ihr suchen, falls sie in ihr noch etwas suchen. Und das eben nicht nur von denen im kirchlichen Nah- oder Kernbereich, sondern weit darüber hinaus. Es wird uns als Kirche guttun und es wird uns nachhaltig verändern und wenn wir in zwei Jahren sagen können: wir haben Kontakt zu fast allen Mitgliedern in der EKBO gefunden – dann ist das zumindest auch eine Antwort auf das, was wir nun seit Jahren, seit Jahrzehnten erleben: der stete, zunehmend, zumindest in den Prozentquoten zunehmende Mitgliederschwund. Sicher, man kann tiefere Analysen machen und muss das auch. Wir müssen mehr über die Mechanismen erfahren, die jene große Gruppe der Indifferenten, die sich schon lange von Religion und Kirche abgewandt haben, dazu bringt, nun in immer größerer Zahl auch den letzten Schritt dieser Entwicklung zu gehen: den Austritt. Aber gerade darüber werden wir nicht viel erfahren, wenn wir weiterhin vor allem in unseren Milieus und Blasen kommunizieren und dabei stets festhalten, dass schon dafür die Zeit kaum reicht. Ich bin überzeugt, dass ein Kontakt- und Besuchsjahr unsere eigenen Bilder von Kirche und unsere Perspektive darauf, was die Menschen von der Kirche und vom Glauben und von Gott wünschen und erwarten, verändern wird.

Die Kirche als Organisation wird kleiner – dieser Prozess ist uns schon länger bekannt. Wir, auch ich, nehmen Jahr um Jahr die neuen Zahlen hin und quittiere sie im Grunde mit den immer gleichen Worten: *Es ist schmerzhaft, wir suchen im Blick auf jeden Einzelfall, wo wir können, das Gespräch. Es ist aber auch ein allgemeiner, institutionskritischer, die Gesellschaft insgesamt bestimmender Prozess. Und und und.* Sie kennen die Worte, die wir dann machen, möglicherweise sagen Sie sie selbst so oder so ähnlich. Es ist dem Bruder Rüdiger Ernst in der Kirchenleitung zu danken, dass er – stellvertretend für viele in unserer Kirche – gesagt hat: mir reicht das nicht. Mir reicht nicht, dass wir die immer gleichen, praktisch-theologisch wohlgeformten, soziologisch geschulten und mit Blick auf die Zukunft warnenden Worte etwa über den Taufrückgang sagen und dann wieder nichts passiert. Es kann ja sein, dass Aktivität auch nichts bringt, wir werden keine Trendumkehren schaffen und wir werden auch immer wieder gut daran tun, uns daran zu erinnern, dass nicht wir die Kirche erhalten, sondern der Herr, und dass es dabei schon gar nie klug ist, die Organisation Kirche und die Kirche als Leib Christi zu verwechseln oder in eins zu setzen. Alles richtig, sagt der Bruder Rüdiger Ernst dann. Aber nichts tun kann es doch auch nicht sein. Einfach nur immer das Gleiche sagen ist auch kein besonderes Maß an Verantwortungsgestaltung.

Und also ist es richtig, dass und was Ihr so viel macht. Und ich will von Klosterscheunen in Zehdenick und Predigtreihen in der Prignitz erzählen, ich will von Klinikseelsorge in der Charité und Weihnachtsgottesdiensten im Pankower Frauengefängnis erzählen, ich hätte auch gerne von Kreba in der Oberlausitz erzählt, aber ging dann leider nicht, ich will von den Kindern in Burg im Spreewald erzählen, die durch Euch in Adventsliedern Spitze sind und von der großen interkulturellen Taufe da, wo man sie vermutlich nicht als erstes erwartet. Ich will von all dem erzählen und dann aber auch dem Bruder Rüdiger Ernst und allen, die jetzt daran mitgewirkt haben, dafür danken, dass wir nun ein Kontakt- und Besuchsjahr auf den Weg bringen, das uns noch mal zu anderen machen wird. Mit ganz anderem Wissen, wie das ist – evangelisch im Osten – und zwar in Nah- und Halb- und Ferndistanz. Evangelisch im Osten. Ich finde, das ist ein sehr guter Claim – schon deshalb, weil er ein wenig anstößig ist und man sich gerne einen Moment die Augen reibt und vielleicht auch ein bisschen streitet, beides soll ja sein: Augen reiben und streiten, am besten zusammen, wie eine unserer Kampagnen ja lautet: Zusammen streiten, gerne im Osten. Mich hat für diesen Claim besonders eingenommen, dass die Mitarbeitenden der Agentur, die – vorsichtig gesagt – wenig von Kirche wussten oder mit ihr am Hut hatten und noch weniger mit unserer Kirchengeschichte, dass die gesagt haben: Osten, evangelisch im Osten – das klingt nach Wärme, nach Licht, nach Aufbruch, nach Anfang. Das, mit Verlaub, war das Überzeugende und ist das Überzeugende an diesem Claim. Die Ortsbestimmung, die jeder versteht, mit Konnotation – impact sagt man wohl heute –, die von sich aus wirksam wird. Und ich habe dabei keine Sekunde an eine Kampfansage an umliegende Kirchen, an einen selbstherrlich übergreifenden Anspruch der EKBO oder irgendetwas gedacht, was Menschen dann gleich einfällt und wo mir irgendwann nur noch zu einfällt: dann kannst Du eben nichts machen. Evangelisch im Osten – und wenn ich mich verschreibe auch schnell mal „im Ostern“ – ist einfach eine gute Idee und eine gute Marke und man muss sie nicht erklären wie EKBO, aber unser schöner Name bleibt uns auch erhalten und im Übrigen sind wir sehr gerne mit allen anderen im Osten Kirche und mit den benachbarten Kirchen sowieso und dass wir alle mehr zusammen arbeiten werden und müssen – dafür muss man wohl kein Doktor der Zahlenanalyse und Mitgliederentwicklung sein, das ist doch eh klar. Und es ist nur gut so.

Nicht so gut – das will ich einmal ansprechen – ist allerdings bisweilen unser Stil, unsere innere kirchliche Krankheit, was andere in der Kirche machen in der Regel erstmal schwierig zu finden, weil sie uns nicht gefragt haben oder weil wir nicht einbezogen waren oder weil wir gerne auch so eine gute Idee gehabt hätten oder weil das doch nicht geht, wenn das dann alle machen oder weil wir uns schlicht übersehen fühlen oder weil wir es eben schon zig mal probiert haben und wenn sie uns gefragt hätten, hätten wir gleich gesagt: das

kannst vergessen, das geht nicht. (Bei Sätzen dieser Art gilt: als erstes bin ich selbst gemeint, als erstes und erstmal nur geht das an mich, der ich das sage). Ich sage: wir gehen daran kaputt. An Missgunst und Empörungsbereitschaft, an unserer Haltung, alles, was andere machen, kaputt zu reden und schlecht zu machen, oft hinter vorgehaltener Hand, nicht selten aber genauso ohne vorgehaltene Hand. Das Ergebnis wird immer nur sein: man macht dann nichts mehr. Ich denke manchmal: ob die Emmausjünger gleich hinterher Besuch oder Anrufe hatten, warum denn Jesus bei ihnen war und wer ihnen das Recht gegeben hat ihn einzuladen und wie das wohl die anderen finden sollen, die an dem Abend auch Anspruch auf Jesus hatten. Ich sage: wir gehen daran kaputt. Nun ist das keine neue Erkenntnis. Wir gehen immer an der Sünde kaputt, das wussten Sie schon vor diesem Bericht. Und Neid ist eine Todsünde, seit alters her, *Invidia*, der anlasslose starre Blick auf den anderen, das Zerfressensein vom Zu-kurz-Kommen, vom Nicht gesehen werden, wir gehen daran kaputt und diese Erkenntnis, dass uns das von Gott trennt, ist wirklich nicht neu und dass wir uns daraus nicht selbst retten, ist auch bekannt. Und doch: eine Kirche, die als Botschaft den guten Gruß, das „Gott sei mit Dir“ und „Friede sei mit Dir“ hat, aber sich ständig nur böse anstarrt, wenn jemand etwas tut, was der andere gegen sich auslegt, diese Kirche wird zurecht daran zugrunde gehen. Ich will das nicht. Und deshalb sage ich es so deutlich. Ich erlebe auf allen Ebenen zu oft Missgunst und Selbstbehauptung und ich sage: es schadet uns, wir schaden uns damit und wir können natürlich sagen, das ist menschlich, das ist es, keine Frage, aber wir können auch sagen: aber hier in der Kirche ist der Ort, wo wir uns zugestehen, das auszusprechen und wo wir nicht aufhören wollen, darauf zu vertrauen, dass Jesu Besuch uns immer wieder auch zu anderen macht. Mit dieser Botschaft grüßen wir uns und die Welt.

II Kirche ist Kirche, wenn sie Kirche für andere ist – mitten in einer bedrohten Welt

Wir machen ein Kontakt- und Besuchsjahr. Liebe Geschwister, dann gilt jetzt für die folgenden Abschnitte: es gibt doch allerhand zu besprechen und wahrlich Wichtigeres als über uns selbst, Kirche über sich selbst, das ist ja nicht der Sinn der Kirche. Das sehen wir schon an den zwei großen Erinnerungsdaten, die die-ses, wie jedes Jahr, direkt aufeinander folgen. In diesem Jahr, kommenden Mitt-woch, erinnern wir 80 Jahre Ermordung Dietrich Bonhoeffers. Und wir erinnern damit einen Theologen und Pfarrer, der mehr für die Identität, die innere und die äußere Ausrichtung dieser Kirche getan hat als vielleicht jeder andere Theologe oder jede andere Theologin des 20. Jahrhunderts. Das beginnt bei der Einsicht, dass die Kirche nur Kirche ist, wenn sie für andere da ist. Und es endet nicht bei der Einsicht, dass die Wahrheit immer konkret ist. *Jedes Wort soll seinen Ort haben und behalten* – auch das eine Einsicht Bonhoeffers. Jedes Wort soll seinen Ort haben und behalten. Ein Satz, schön wie die Figur Bonhoeffers, die man in Westminster Abbey sehen kann in der Reihe der modernen Märtyrer. Und, auch daran sei erinnert, im Brandenburger Dom, in der Wiege der Mark, in der Unterkirche, da ist eines der ersten Mahnmale zur Erinnerung an diesen großen Protestanten aufgebaut, von Albrecht Schönherr, dem früheren Bischof dieser Kirche, der so schon früh gezeigt hat: Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime war nicht nur eine Sache der Kommunisten, er war auch in und aus der Kirche heraus real existent – eine in Schönherrs Zeit und unter den Bedingungen der DDR umkämpfte Wahrheit. Nun, Erinnerung ist stets umkämpft, die Erinnerung an Bonhoeffer war es von Anfang an – ob in der DDR, ob in der Bundesrepublik, ob in der Kirche, ob außerhalb. Und das größte Problem einer angemessenen Erinnerung ist, je stärker die Anziehung und Ausstrahlung einer Person, dass ihre Worte nicht so weit dekontextualisiert werden, dass nur Allgemeinplätze übrig bleiben, die dann jeder und jede für sich vereinnahmen und in jeden heute passend gemachten Zusammenhang rekontextualisieren, ja instrumentalisieren kann, so dass von der Person Bonhoeffer im Grunde nichts bleibt. So erleben wir es im Moment mit jener amerikanischen Variante der Aneignung des Bonhoeff-

fer-Erbes, die aus ihm einen Vorkämpfer eines rechten, liberalitätsfeindlichen Fundamentalismus zu machen versucht – Bonhoeffer habe bei seinem Aufenthalt in Amerika die christlichen Fundamentalisten als Parallele zur Bekennenden Kirche entdeckt und sich dem Kampf gegen das liberale Christentum angeschlossen – eine Behauptung, die heute neu instrumentalisiert wird und die durch nichts und keine Silbe in den Texten von Bonhoeffer gedeckt wird. Aber so ist das mit der Erinnerung – sie ist stets umkämpft und wir haben heute ehrlich miteinander darum zu ringen, dass Bonhoeffer nicht gegen seine Intention benutzt wird, ich danke allen, die in den letzten Monaten auf dem Weg zu diesem Jahrestag am 9. April laut und öffentlich für ein angemessenes Bonhoeffer-Erbe und Gedenken eingetreten sind. Es gilt ja nun gerade heute ihn einer Instrumentalisierung in den USA zu entreißen, die ihn gerne in eine rechtsfaschistische Revolution und den Abbruch der liberalen Demokratie einreihen will. Das ist die Situation in Amerika und es muss einem Angst und Bange sein, in wie vielen bzw. wie wenigen Monaten Trump und seiner Administration es bereits gelungen ist, das Prinzip der Disruption, des Abbaus von Werten und das Abbrechen des Rechtsstaates umzusetzen. Angst und Bange muss uns sein – und darf uns wiederum auch gar nicht sein, denn das sind keine guten Ratgeber, sondern nur Verstand und die Bereitschaft, die eigene Liberalität und den eigenen Wertekanon hoch zu halten und an ihm festzuhalten. Und dabei ist Bonhoeffer dann eben doch auch eine gute Erinnerung, denn Bonhoeffer war Ökumeniker durch und durch, der Blick der Christen und der Kirche über den eigenen Staatszusammenhang hinaus war essentiell in diesen Jahren, in denen die Welt auseinander flog – aber irgendwie auch durch die neue Technik des Fliegens zusammen rückte. Das Wort Gottes war noch nie an Staatsgrenzen gebunden, die Freiheit, die sich damit verbindet, sollte die Welt zusammen bringen. Und also sind unsere Beziehungen zur United Church of Christ gerade heute so wichtig, wie auch die Beziehungen, die unser Missionswerk vielfältig in den Osten hat. Wir brauchen den Kontakt, gerade diesen.

Seit drei Jahren grüße ich von hier im Bericht vor der Synode unsere polnischen und unsere ukrainischen Geschwister. Sie leisten in diesen Jahren entscheidendes, um einerseits mit unmittelbarer Hilfe den Menschen in Kiew, in Charkiw, in Mariupol und im Donbass beizustehen. Und um andererseits deutlich zu machen, dass Krieg nie mehr das Mittel der Politik in Europa werden darf, mit dem einfach mal neue Fakten geschaffen werden. Schließlich leisten sie auch drittens Entscheidendes, um zu zeigen: Wir werden den Frieden nicht aus dem Blick verlieren, der ein Frieden der Menschen ist – nicht der Mächtigen oder ihrer Ideologien, ein Frieden, der die Menschen im Blick behält. In diesem Sinne verstehe und schätze ich die Initiative unseres Synodalen Thomas Jeutner und vieler anderer, die jeden 24. im Monat einen Trauerweg gehen – von der ukrainischen zur russischen Botschaft und in Trauer um jeden Menschen, der in diesem Krieg und durch diesen Krieg getötet wurde. Um jeden Menschen diesseits und jenseits der Fronten. Danke, Bruder Jeutner, für diesen Weg und für das Aus- und Durchhalten über die Jahre. Wir werden uns in dieser Synode ja intensiv mit dem Frieden und wie er werden kann „beschäftigen“, richtig so.

Ich möchte zwei Dinge an dieser Stelle anregen, die ich von meinem Besuch vor einigen Wochen in Polen mitgebracht habe. Zum einen: die polnische Kirche Augsburgischer Konfession und die evangelisch-lutherische Kirche in der Ukraine haben einen Partnerschaftsvertrag geschlossen – ein immenses Zeichen in diesen Zeiten für unsere ukrainischen Geschwister. Ich möchte unser Ökumenezentrum bitten zu prüfen, ob auch wir einen solchen Partnerschaftsvertrag mit der ukrainischen evangelischen Kirche schließen können. Ich wünsche uns, dass wir gerade jetzt deutlich machen: wir stehen an der Seite der Geschwister – wir suchen gemeinsam nach einem gerechten Frieden. Und ein Zweites: an unsere Delegation der EKD ist während des Polenbesuchs die Frage herangetragen worden, ob es nicht angemessen wäre, wenn wir nicht immer nur darauf vertrauten, dass

Bischof Pawlo Schwarz zu uns kommt – ob es nicht auch ein Zeichen wäre, wenn wir mit einer Delegation der EKD bzw. der EKBO die Kirche in Odessa besuchen. Ich bitte unser Ökumenezentrum auch das zu prüfen und vorzubereiten. Es geht nicht um Kriegstourismus, es geht um ein Zeichen der Solidarität und des Nichtvergessens. Ein Besuch eben.

Besuch, so schwer bis unmöglich das im Moment ist, wäre natürlich auch in Russland angebracht. Wir brauchen die Verbindung zu den russischen Oppositionellen, ich habe, nachdem ich im letzten Jahr den Gottesdienst am ersten Geburtstag nach seinem zu-Tode-Kommen im russischen Straflager für Alexei Nawalny gehalten habe, auch vor wenigen Wochen seine Witwe hier in Berlin an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche noch einmal getroffen. Ich meine, es gehört wirklich zur tiefen Tradition dieser Kirche, den Kontakt zu Menschen zu halten, die in autoritären Regimen das Gesicht der Menschlichkeit und der Hoffnung auf ein anderes Land und eine andere Zeit wachhalten – oft genug unter Einsatz ihres Lebens. Wenn wir sagen, wir sind die Kirche im Zeichen und auf dem Grund der Freiheit, dann meint das ja wohl vor allem das: die Stimme der Freiheit, wo auch immer im Moment autoritäre Regierungen herrschen.

Bei unserem Besuch in Polen sind wir über die Vermittlung der polnischen Geschwister auch mit Menschen aus Belarus zusammen getroffen, die auf ihre Weise und nun eben im polnischen Exil für die Menschen kämpfen, die vom belarussischen Machthaber in den dortigen Gefängnissen gefangen gehalten und stumm gemacht werden. Mich hat der Mut dieser Menschen in besonderer Weise beeindruckt – man könnte sagen: hier lebt etwas vom Geist Dietrich Bonhoeffers. In diesem Zusammenhang will ich unbedingt laut machen, dass Ina Rumiantseva den Werner-Schulz-Preis im Januar diesen Jahres bekommen hat, Ina Rumiantseva ist Menschenrechtsaktivistin und engagiert sich seit vielen Jahren – nicht zuletzt in der Gethsemanekirche am Prenzlauer Berg – für belarussische Gefangene, mit Informationsveranstaltungen, mit Gebeten, mit allen Mitteln auch, um immer wieder Öffentlichkeit für Gefangene zu schaffen, die auf diese Weise dem Vergessen und der Willkür des Regimes entrissen werden. Den Preis hat sie im Rahmen einer Veranstaltung unserer Evangelischen Akademie entgegen genommen – Dank an die Akademie, dass sie sich dem Netzwerk der Arbeit von Frau Ruminantseva verbunden weiß.

Liebe Geschwister, von Bonhoeffer über Polen in die Ukraine, nach Belarus und zur russischen Opposition, ich glaube, dieses gedankliche Netzwerk ist kein Zufall und dass es immer wieder davon lebt, dass wir darüber nicht schweigen und auch einander besuchen, dass wir uns nicht in der Angst verkriechen, sondern das leben, dass wir hier im Herzen Europas mit den polnischen Freunden zusammen für die Freiheit der Kinder Gottes stehen, das scheint mir enorm wichtig. Besuchen, aufsuchen, verbunden sein – wir sagen das heute, am Tag, an dem wir an die Ermordung Martin Luther Kings heute vor 57 Jahren erinnern – das zweite Erinnerungsdatum. Die Marien- und die Sophienkirche hier in unmittelbarer Nachbarschaft erzählen ja bis in diese Tage von dem Besuch und den Predigten 1964 im September – unangekündigt und einfach mal so über den Checkpoint Charlie, erzählt man, vielleicht könnten das vor allem die, die durch den Glauben ihre Angst hinter sich lassen, am Vorabend seiner Ermordung noch, am 3. April 1968, hat Martin Luther King gesagt: „Aber darum (die Frage nach einem langen Leben) bin ich jetzt nicht besorgt. Ich möchte nur Gottes Willen tun. Er hat mir erlaubt, auf den Berg zu steigen. Und ich habe hinübergesehen. Ich habe das Gelobte Land gesehen.“ But I want you to know tonight, that we, as a people will get to the promised land. And I'm happy, tonight. I'm not worried about anything. I'm not fearing any man. Mine eyes have seen the glory of the coming of the Lord.“ So möchtest Du glauben, da hilft schon ein Besuch, finde ich.

III Kirche ist Kirche, wenn sie Kirche mit anderen ist – als Netzwerk

Kirche ist Kirche, wenn sie Kirche für andere ist. Oder eben MIT anderen. Und das als Netzwerk. Ja, wir wissen es und spüren es schon länger: wir leben am Ende jener Zeit, in der die evangelische Kirche sich staatsanalog aufstellen mochte und konnte. Und wir leben sowieso und schon länger am Ende jener Zeit, in der die Organisationsstruktur der evangelischen Kirche viel von den Vereinen übernommen hatte. Gerade im Gebäudemanagement und im Abschied vom Gemeindehauschristentum ist dieses Ende einer Vereinsstruktur Kirche schon lange sichtbar – was ja umgekehrt nichts davon nimmt, dass Glaube und Glaubensleben Geselligkeitsformen sucht, immer suchen wird. Aber wir spüren, dass bestimmte Organisationsformen sich erschöpft haben – haben werden – und also reden wir von der Kirche, die als Kirche für andere oder mit anderen eben im Netzwerk, in Kooperation, in Partnerschaften das Evangelium zirkulieren lassen wird. Nur: wie wird das aussehen? Wie wird das funktionieren? Da, in der Tat, sind wir sehr tastend, suchend – zumal Netzwerke ja etwas sehr Schönes sein mögen, nur klären sie noch nicht an und für sich, wie die Ressourcen aufgeteilt und überhaupt zur Verfügung gestellt werden. Die großen, modernen Netzwerke, die wir so kritisch betrachten – zurecht kritisch betrachten, aber eben auch bestaunen, weil sie in riesiger Weise für sich selbst und für alle zu funktionieren scheinen – also Meta oder google oder Entsprechendes –, nur, sie tun das, weil sie dabei und darin riesige Finanzströme kanalisieren, über Werbung, Marketing, Produktverkauf und Datenkauf einspielen und umsetzen. Die Kirche als Netzwerk – ja, aber damit ist nicht beantwortet, wie das in den Fundamenten einer Struktur funktioniert, die nicht selbst Produzent ist. Die staatsanaloge Struktur hat die Kirchensteuer im Gepäck – schwierig genug, keine Frage. Die Vereinsstruktur baut immer auf Mitgliedschaftsbeiträge – und das Netzwerk? Wird eine Netzwerkabgabe brauchen, es sei denn, es gelingt die Finanzierung durch Partnerschaften oder durch Werbung bzw. Marketing. Liebe Geschwister, das ist Zukunftsmusik, deren Klänge uns bisweilen schon in den Ohren sausen. Jede Generation hat ihre Aufgabe zu lösen – im Blick auf den Umbau und die Transformation unserer Kirche sind wir in den letzten Jahren gute und große Schritte vorangekommen. Die Rede und Praxis von den Dritten Orten hat sich so weit durchgesetzt, dass wir getrost das Durchzählen der Orte aufgeben können und eben insgesamt auf kirchliche Orte schauen dürfen, in welcher Form und Gestalt auch immer sie existieren – parochial, funktional oder jenseits bzw. mit einer ganz eigenen Struktur. Nachholen müssen wir allerdings in den nächsten Jahren, dass wir mit dem Haushalt, mit den Finanzströmen dieser veränderten Wirklichkeit kirchlicher Praxis Schritt halten. Noch immer werden die Dritten Orte weitgehend aus den landeskirchlichen Töpfen finanziert und abgespart – Bruder Fritz im Konsistorium macht es immer wieder möglich, Danke dafür. Für die Innovationszeit war das richtig. Jetzt aber, wo im Grunde jeder Kirchenkreis im Umbau der kirchlichen Orte und Landschaft ist – und das scheint mir doch so, die Kirchenkreise sind ja weit und die eigentlichen Motoren unserer Organisationstransformation, die Kirchenkreise sind die guten, die mächtigen Gestalter unserer Kirche –, aber das heißt eben auch, dass hier die Umgestaltung zu einer Landschaft verschiedener kirchlicher Orte stattfinden und damit auch der Umbau der Finanzen einhergehen muss. In den letzten Jahren habe ich ja manchmal gefordert, wir bräuchten für den Umbau und Aufbau kirchlicher Orte mindestens 20 oder 40 oder eigentlich – ein Drittel eben: 100 Millionen aus dem Haushalt. Inzwischen scheint es mir eher so, dass die Kirchenkreise diesen Umbau ohnehin längst vornehmen und die Landeskirche dieses im bestehenden Sinne mit der Bereitstellung einer Netzwerkstruktur und einer Kompetenzstruktur unterstützt, wo brauchbar – nicht mehr, nicht weniger.

Am Ende – ich will das noch mal unterstreichen, was ich in der Hinsicht schon öfter gesagt habe – am Ende werden wir eine doppelte Ausrichtung kirchlichen Lebens und ihrer Praxis in die Gesellschaft hinein haben: zum einen eine Landschaft oder auch Landkarte anziehender, kirchlicher Orte – attraktiv und so, dass Menschen immer wieder sagen: da will ich hin, da will ich dabei sein, da gibt es Kontakt zum lebendigen Leben und Unterstützung

für mein Leben selbst. Das ist ja der Maßstab eines kirchlichen Ortes: Eröffnung eines Raumes, in dem Beziehung zu Gott möglich ist und gelebt werden kann. – Mit Verlaub, das ist der Grundsinn. Und es ist richtig, wenn aus dieser lebendigen Beziehung heraus Dinge erwachsen wie die Bewahrung der Schöpfung und das Engagement dafür oder auch die Stärkung einer Gesellschaft, die aus Beteiligung lebt, Beteiligung aller und eben auch der Schwachen und Schwächsten, das ist am Ende Demokratie als Beteiligungsform. Die Dinge wachsen aus der kirchlichen Grundaufgabe, Raum für Gottesbegegnung zu ermöglichen und in dieses wunderbare Land der Begegnung mit dem lebendigen Leben ziehen zu können. So rum ist es richtig, umgekehrt aber funktioniert es nicht. Wir sind weder der Verein für Natur- und Klimaschutz noch sind wir der Verein für Demokratieerhalt mit hintendran oder vorweg einer Andacht als notwendiges Anhängsel. So – als purer, eine Weile gern gesehener zivilgesellschaftlicher Akteur – wird die Kirche ganz sicher untergehen als eben ein solcher Akteur. Nicht das Evangelium wird untergehen, auch nicht das Zusammenkommen aus Glaubensüberzeugung und weil Glaube nur zusammen gelebt werden kann, aber die Kirche als rein zivilgesellschaftlicher Akteur. Sie ist so viel schneller nützlicher Idiot als wir gucken können. Ich sage aber auch ganz deutlich: wenn diese Stadt, wenn dieses Land Berlin eine Enquete-Kommission einrichtet zum Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus und meint, es brauche die Kirche in dieser Kommission nicht, dann wundert mich das – und dann halte ich das für töricht, ignorant und falsch. Wir tun länger als mancher in dieser Kommission viel gegen Antisemitismus. Und wir werden das auch weiterhin tun, weil es aus unserem Glauben folgt und wir unsere Geschichte kennen. Und weil es keine Kirche geben kann, die nicht gegen Antisemitismus aufsteht. Es darf sie nicht mehr anders geben. Aber das wusste nun auch schon Bonhoeffer. Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen.

IV Kirche ist Kirche, wenn sie Kirche mit Geflüchteten ist

Kirche ist Kirche, wenn sie Kirche für andere ist. Oder mit anderen. Sie mögen den Eindruck haben, das habe ich schon gesagt, schon öfter gesagt, manches vom heute Gesagten habe ich schon öfter gesagt. Kennen Sie das Gefühl vom Besuch? Wir nehmen uns nicht genug Zeit? Oder wir bleiben zu lang? Das richtige Zeitmaß ist schwierig. Wenn die Wiederholungen einsetzen, sagt das etwas. Dass es an der Zeit ist. Oder auch, dass Dinge anfangen anzukommen, tiefer einzusickern. Wie oft muss man den Engelsgruß aus dem Engelsbesuch nachsprechen, bis man ihn selber glauben kann? Für das eigene Leben? Also: Die Kirche ist alt, die evangelische Kirche auch – manchmal scheint mir, sie ist von Altershysterie befallen. Ständig eine neue Kampagne. Da haben die meisten noch gar nicht mitbekommen, dass es eine Kampagne davor gab, da brauchen wir schon dringend eine neue. Ich würde dagegen setzen: wir brauchen nicht mehr, wir brauchen nur Gutes. Zusammen streiten ist eine gute Kampagne. Wir schützen jüdisches Leben ist eine zentrale und elementare Kampagne. Wir machen ein Kontaktjahr – auch das ist eine gute Aktion. – Oft höre ich: ich kann das Wort Transformation nicht mehr hören. Verstehe ich. Ist als Wort eher ein Ungetüm. Aber wir haben doch gerade erst angefangen zu begreifen, dass es etwas mit uns zu tun haben wird. Dass die Transformation ansteht und wir mitten drin sind. Nehmen wir uns Zeit. Für Besuch und beim Besuch.

Was ist das für eine Welt geworden. Wir erleben nicht nur eine Zeitenwende, wir erleben eine Epochenwende. Das können wir jeden Tag beklagen. Oder uns die Zeit nehmen es tatsächlich zu begreifen.

Dazu gehört, dass wir nach Außen und nach Innen klar und erkennbar kommunizieren. Nach Außen: Ich kann mir keinen Moment vorstellen, in dem ich mich dazu verständigen sollte, dass das individuelle Recht auf Asyl abgeschafft wird. Unser Agieren im Blick auf Menschenrechte und das Kirche Sein mit Geflüchteten basiert auf der Mitte der Heiligen

Schrift. Wir haben zu diesem Thema in den letzten Monaten ja viel erlebt und es ist auch überhaupt keine Frage, dass es Regelungen braucht, die das schwierige Geflecht von Einwanderungsland und auch Einwanderungserfordernis, Flüchtlingsschutz, Asyl und legitime und notwendige Sicherheitsinteressen und Entwicklungsmöglichkeiten einer Gesellschaft berücksichtigen, gar keine Frage. Aber eine Abschaffung des Asylrechts, des individuellen Rechts auf Asyl – nicht mit mir, nicht mit uns. Wir sind Kirche mit Geflüchteten. Und Kirche ist Kirche, wenn sie Kirche mit Geflüchteten ist. Das gehört zur DNA der EKBO.

V

Zur klaren Kommunikation gehört auch: Wir gehen die Schritte der notwendigen Aufarbeitung sexualisierter Gewalt. Wir stehen nicht am Anfang damit. Wir sind aber auch noch lange nicht am Ende in diesem Prozess. Ein Jahr nach der Veröffentlichung der ForuM-Studie stehen uns die drei zentralen Versagen, besser und klarer: Verfehlungen vor Augen: Es hat Missbrauch und sexualisierte Gewalt in dieser Kirche gegeben und gibt sie noch immer. Menschen haben auf schreckliche Weise dieses Leid in dieser Kirche erfahren und verbinden es mit dieser Kirche. Zweitens: Den Betroffenen ist von der Institution Kirche und den dort Handelnden nicht geglaubt worden, das hat das Leid noch vergrößert. Und drittens: wir haben lange, zu lange so getan, als seien wir die Kirche und sie nicht. Jetzt gilt es – im Wissen um die Ergebnisse der Studie seit einem Jahr – Strukturen, Kompetenzen aufzubauen, insbesondere über Prävention, Aufarbeitung und Intervention –, die das tun, was nötig ist, damit die Kirche endlich und zumindest ein *saferer space* ist. Sicher und bestärkend für alle, die in unserer Kirche aufwachsen, leben und tätig sind. Wir müssen sexualisierter Gewalt mit allem, was wir vermögen, Einhalt gebieten. Ich habe mehrfach darauf hingewiesen, dass es Strukturen braucht, die eine nachhaltige Aufarbeitung ermöglichen. Die URAK, die Unabhängige Regionale Aufarbeitungskommission, ist als Nord-Ost-Verbund inzwischen gegründet und hat ihre Arbeit aufgenommen. Und die EKD hat nach einem intensiven Arbeitsprozess und in enger Abstimmung mit dem Beteiligungsforum eine Richtlinie zu den Regeln der Anerkennungsleistungen sexualisierter Gewalt verabschiedet, die jetzt im nächsten halben Jahr in den einzelnen Gliedkirchen übernommen werden. Das ist dringend nötig und ein angemessener Schritt. Er hebt kein Unrecht auf, er setzt um, was notwendig ist, damit werden kann, was wir gesagt haben: diese Kirche muss eine andere werden. Und sie wird eine andere werden, wenn wir hier klar sind und immer wieder hinhören. Anerkennungskommission meint eben das: Anerkennung. Von Leid und Schmerz. Und von Versagen und Verfehlen.

Wie immer gibt es von hier keinen Übergang zu den anderen Themen, ich will das immer wieder deutlich markieren.

VI Schluss: Menschenkirche

Und somit zum Schluss kommen und noch zwei Dinge sagen:

Erstens: Es sind Menschen, die einander besuchen. Ob Maria Elisabeth. Oder Pfarrerin Schmidt Frau Brandenburg. Oder Ältester Berlinetzky Herrn Niesky. Es sind Menschen. Kirche lebt durch ihre Menschen, Engagierte, Ehrenamtliche, Berufliche, Menschen. Manchmal gehen welche davon in den Ruhestand und es kommen andere dazu. Und manchmal häuft sich das. Mit Schwester Katharina Furian haben wir eine Oberkonsistorialrätin in den Ruhestand verabschiedet, die für mich immer auch zur Synode dazu gehört hat und die über Jahrzehnte ihre Lebens- und Schaffenskraft dieser Kirche gegeben hat. Wir danken ihr dafür aus tiefem Herzen. Das gilt auch für Christof Theilemann, Direktor des Berliner Missionswerkes, den wir ja heute früh schon haben predigen hören dürfen. Auch Sie, Bruder Theilemann, haben sich um diese Kirche – gerade heute, wo wir von Netzwerk

Ökumene reden, sehen wir das vor Augen – verdient gemacht. Sie haben stets dafür gesorgt, dass wir zu Besuch bei Freunden und Freunde zu Besuch bei uns sind. Wo wer geht, kommen auch Menschen dazu. Die Verfahren, die wir dazu ersonnen haben, sind urdemokratisch und trotzdem manchmal hart. So danken wir Cornelia Weber und Michael Raddatz, dass sie sich für eine Kandidatur für das Amt der Generalsuperintendentin im Sprengel Berlin haben gewinnen lassen, mit all der Prozedur, die das bedeutet. Und wir freuen uns sehr auf Professorin Dr. Julia Helmke, die also – aller Voraussicht nach im August – die neue Generalsuperintendentin im Sprengel Berlin sein wird. Wir freuen uns auf die Impulse, wir freuen uns auf das gemeinsam-Kirche-Sein.

Und das letzte. Mit den Jüngern nach Emmaus geht der Auferstandene. Das ist die schöne Botschaft, die uns trägt, wir haben sie nicht, aber wir werden von ihr getragen: bei jedem Besuch, bei allem, was wir tun. Bleibe bei uns Herr, rufen wir in einer Welt, die oft genug Kopf steht. „Bleibe bei uns, Herr“, das ist ja nicht nur in den schönen Abendkanon übernommen worden, den wir vermutlich alle im Ohr haben. Sondern das findet sich auch in dem Refrain von dem Schiff, das sich Gemeinde nennt. „Bleibe bei uns, Herr – denn sonst sind wir allein auf der Fahrt durch das Meer, o bleibe bei uns, Herr.“ Gender- und patriarchatskritisch füge ich an, dass es bei dem unechten Reim von Herr zu Meer darauf ankommt, dass Gott bleibt, dass Gott ewig ist. Dass die Ewige bleibt. Und so wird es sein. Auch bei unseren Besuchen in diesem Jahr, nach Ostern. Wie der Hebräerbrief sein letztes Kapitel beginnt: Gastfrei zu sein vergisst nicht; denn dadurch haben einige ohne ihr Wissen Engel beherbergt. Dann mal los: Benedictus. Benedicta. Seid gesegnet.

Vielen Dank.

Ihr Bischof Dr. Christian Stäblein



www.ekbo.de